



Dirk Rohr | Annette Hummelsheim |
Marc Höcker (Hrsg.)

Beratung lehren

Erfahrungen, Geschichten,
Reflexionen aus der Praxis
von 30 Lehrenden

BELTZ JUVENTA

Jenseits der Methoden – wie bleiben wir wach in Lehre und Beratung?

Julika Zwack, Maria Zwack

„Das Verstehen ist weniger eine Erkenntnis als eine Erfahrung, die uns trägt und aus der wir zehren. ... Verstehen heißt, einer Sache gewachsen sein, etwas können.“
Jean Grondin (Einführung zu Gadamer, S. 28)

„Die Landkarte ist hilfreich, um einen Ort zu finden. Wenn du dann, an dem Ort angelangt, weiter auf die Landkarte starrst, hättest du nicht herkommen müssen.“
Quelle: Unbekannt

Zu diesem Beitrag gibt es einen persönlichen und einen professionellen Erfahrungshintergrund. Wir schreiben als Mutter und Tochter, beide Psychotherapeutinnen und Supervisorinnen und seit vielen Jahren in der Aus- und Weiterbildung von Therapeuten und Beratern tätig. Die von uns vermittelten methodischen Ansätze sind trotz etlicher Gemeinsamkeiten verschieden (Systemische Therapie/Beratung bzw. Verhaltenstherapie, jeweils angereichert durch Psychodrama, Hypnotherapie, Gestalttherapie u.a.). Beim Nachdenken darüber, welche Herausforderungen sich für uns in der Lehre von Beratung stellen, kommt uns eine wiederkehrende Erfahrung aus der Aus- und Weiterbildungspraxis in den Sinn. Zwei Beispiele – stellvertretend für viele:

Im Rahmen einer systemischen Weiterbildung berichtet eine Teilnehmerin über eine „mislungene Beratung“, bei der sie eine Intervention zur Reflexion des eigenen Ressourcenhaushalts eingesetzt hatte. Getreu der vorgestellten Methode habe sie den Klienten gebeten, seine beruflichen und privaten Lebens- und Aufgabenfelder aufzulisten und einzuschätzen, wie viel Energie gefühlt in diese Lebensbereiche fließt und wie viel Energie aus diesen Bereichen gewonnen wird. Im Verlauf der Übung zeigt sich: Während die gesamte Energie aus dem privaten Bereich gezogen wird, wird in diesen kaum investiert. Der Klient wird beim Anblick dieses unausgewogenen Verhältnisses sehr traurig, die Beraterin versucht, seine Angaben zu relativieren („Bestimmt investieren Sie auch in Ihre privaten Lebensfelder, sonst käme da doch nicht so viel zurück ...“). Die Traurigkeit des Klienten will dennoch nicht verschwinden, die Beraterin verlässt das Gespräch mit dem Eindruck, „etwas falsch gemacht zu haben“ bzw. „die falsche Methode gewählt zu haben.“ Ich [JZ] simuliere in der Weiterbildungsgruppe einen möglichen Fortgang des Gesprächs. Ausgangspunkt ist die Verfasstheit des

Klienten, die – losgelöst von Veränderungsdruck und Zielorientierung – erkundet wird. Die Beraterin, die in die Rolle ihres Klienten geschlüpft war, meldet am Ende zurück: „Ich hatte mich von meinem Klienten entfernt, ich hätte erst mal einfach nur verstehen sollen.“

Eine Therapeutin in Ausbildung berichtet in der Supervision von einer Klientin, zu der sie keinen Zugang findet. Entweder sei sie so gut drauf, dass es gar kein Problem zu geben scheine, oder aber es gehe ihr so schlecht, dass auch nichts mit ihr anzufangen sei, da sie keinerlei Hinweise machen könne, was den Stimmungswechsel jeweils bewirkt habe. Ich [MZ] frage sie, ob sie überhaupt etwas von der Klientin wisse. Sie berichtet, dass sie in einer der letzten Stunden Zugang zu deren Ressourcen bekommen habe. Die Klientin habe sich zur Vorbereitung auf eine Prüfung genau überlegt, wie sie die Prüferin für sich einnehmen könne. Dabei sei sie sehr erfindungsreich vorgegangen, und tatsächlich habe sie auch mit ihrer Inszenierung Erfolg gehabt. Ich frage, ob dies eher eine Ausnahme oder ein Gewohnheitsverhalten sei. Die Therapeutin wird sich nachdenkend weiterer solcher manipulativer Akte bewusst. Wir sprechen über die Auswirkungen, die ein solches Verhalten auf das Selbsterleben und auch das Erleben in Beziehung hat. Mehr und mehr gewinnt die Supervisorin den Eindruck, dass ein diffuses sich schlecht fühlen genau in dieser instrumentalisierenden Haltung gründet. Wie kann sie das auch der Klientin begreiflich machen? Ich schlage vor, dass sie ihr dabei helfen kann, sich selbst ein wenig besser zu verstehen, indem sie beim nächsten Mal einfach die schlechten oder guten Gefühle mit der Klientin geduldig und ergebnisoffen erkundet. Ich rege an, jede Zielvorstellung und jede Lösungssuche beiseite zu lassen. Während ich das sage, entspannt sich das Gesicht der Supervisorin. Sofort kommt ihr eine Idee, wie sie über eine bestimmte Form der Skulpturarbeit die Klientin in ihren Suchbewegungen unterstützen könnte: „Warum ist mir das nicht schon vorher eingefallen? Ich denke mir so oft, dass ich selbst viel lieber dabei unterstützt werde, etwas in Ruhe zu erkunden, als immer auf ein Ziel oder eine Lösung loszusteuern.“

In beiden Vignetten wird deutlich: Beratung lehren heißt immer auch *Methoden* zu vermitteln und Haltungen zu operationalisieren. Vermittelt wird dabei immer eine Art ‚Ordnung zu machen‘, Sinnzusammenhänge zu erkennen. Methoden sind Kinder ihrer Zeit, bewährte Schablonen, die in der Auseinandersetzung mit leidvoll und/oder problematisch wahrgenommenen Lebenswirklichkeiten entstehen. Sie zielen auf das Verallgemeinerbare. Wir brauchen sie, um auf Klienten sinnstiftend zugehen zu können. Gleichzeitig beschreiben viele erfahrene Berater, wie die Bedeutung von Beratungstechniken im Verlauf ihrer professionellen Entwicklung abnimmt. Auch das konkrete individuelle Leben wird in Methoden nur bedingt gefasst:

- Jeder kennt Situationen, in denen die plausible Methode ‚versagt‘ oder schlichtweg ‚nicht greift‘.

- Was Klienten als hilfreich am Beratungsprozess beschreiben, hat oft keinen Bezug zu einer konkreten Methode des Beraters. Hilfreich, bleibend, wegweisend sind oft bestimmte Worte, Fragen, Arten, die Dinge zu fassen. Was hilft, geht nicht in der Methode auf und ist ab und an auch methodisch schwer fassbar.

Das, was in diesen Fällen ‚wirkt‘, verweist eher auf Kategorien hermeneutischen *Verstehens*. Es geht um eine Begegnung zwischen Berater und Klient, die geprägt ist von der offenen Suche nach dem treffenden Wort, der Beschreibung, die hilft, etwas habhaft zu werden, es verfügbar, integrierbar zu machen. Alle beraterischen Ansätze erheben den Anspruch, diese Verstehensbewegungen zu befördern und tun dies zweifelsfrei. In ihrer *Vermittlung* laufen wir dennoch Gefahr, zu vergessen, dass wir lehren etwas zu sehen – und parallel Blindheit erzeugen. Der unüberbrückbare Spalt zwischen Landkarte und Landschaft gerät aus dem Blick, manchmal sogar der Wunsch und Mut, die Landschaft wirklich zu *erfahren*. Die Auseinandersetzung mit Hermeneutik lädt uns ein, Menschen schulen- und methodenunabhängig für den Vollzug von Verstehensprozessen zu sensibilisieren. Es geht um die Frage, wie werdende Berater sich darin üben und daran erfreuen können, sich auch *jenseits* der Methoden zu bewegen, die sie sich gerade sinnvollerweise aneignen. Was dies heißt und wie dies gehen kann, ist Gegenstand dieses Beitrags.

1 Was sind konstituierende Merkmale eines Verstehensprozesses?

Der Ausgangspunkt – die Unvollkommenheit des Ausdrückbaren

Beratung ist Kommunikation. Sprache selbst ist elementar in der Erschließung der Welt und der Erzeugung von Sinn: „Sein, das verstanden werden kann, ist Sprache“ (Gadamer 2010, S. 478). Gleichzeitig gilt: Wir können nie ganz sagen, was wir sagen möchten. Was sich sagen lässt, lässt zugleich auch immer etwas verschwinden. Sprache bleibt immer hinter dem zurück, was zu sagen wäre. Was ich nicht sagen kann, habe ich damit auch nicht wirklich verstanden. In vielen Situationen leben wir gut mit der Unvollkommenheit des Ausdrückbaren. In Beratung haben wir es jedoch mit Menschen zu tun, bei denen der Selbst-Ausdruck, das Selbst-Verständnis und die Möglichkeit, sich sinnvoll auf die eigene Lebenswelt zu beziehen, an Grenzen stößt: Wesentliche Erfahrungen lassen sich sprachlich nicht fassen – er oder sie kann (sich) nicht be-greifen.

Beratung kann dann den Klienten dabei unterstützen, auf angemessene

Weise sich und dem Geschehen Ausdruck zu verleihen. Wer sich selbst und die problematischen Umstände sprachlich fassen kann, hat einen unmittelbaren Zugang zu sinnstiftendem Handeln. Er oder sie spürt: Was steht für mich an? Was ist mir möglich, was notwendig? Je angemessener der sprachliche Verstehensvollzug gelingt, umso mehr erfahren wir eine uns Sinn machende Kohärenz, in der sich die einzelnen Bestandteile zu einem stimmigen Ganzen formen. „Einstimmung aller Einzelheiten zum Ganzen ist das jeweilige Kriterium für die Richtigkeit des Verstehens. Das Ausbleiben solcher Einstimmung bedeutet Scheitern des Verstehens.“ (Gadamer, zit. nach Grondin 2000, S. 129).

Ein Beispiel aus der Supervision einer Beraterin:

Frau M. hatte die Aufgabe übernommen, die Organisation der Abschlussfeier zu koordinieren. Die Resonanz auf ihre Angebote blieb spärlich. Dafür gab es Hinweise auf Mängel und kurz vor der Feier Unlustbekundungen in Bezug auf einen Teil der Gestaltung. Die junge Frau konnte sich keinen Reim machen auf das, was sie erlebte. Ihre Stimmung verschlechterte sich zunehmend. Auch der Partner erklärte ihr, dass sie schließlich die Verantwortung übernommen habe und nicht erwarten könne, dass alle dem zustimmen, was ihr wichtig sei. An diesem Punkt setzten eine innere Orientierungslosigkeit und zunehmende Selbstzweifel ein. In der Supervision beziehe ich [MZ] den Standpunkt, dass die Höflichkeit zwar die geringste, aber immerhin noch eine der Tugenden sei. Mir erscheine es so, dass es einfach unhöflich sei, kurz vor dem Start einer Feier, zu der kein eigener Beitrag geleistet wurde, noch einmal die Arbeit eines anderen infrage zu stellen und alle Beteiligten aufzumischen. Noch während ich das ausspreche, atmet die Teilnehmerin tief durch. Dann beginnt sie intensiv zu weinen. Weinend wird sie sich bewusst, wie traurig sie darüber ist, dass sich im bisherigen Verlauf keinerlei Gemeinschaftsgefühl, sondern eher das Gegenteil eingestellt hatte. Sie wird sich bewusst, wie stark ihr Wunsch ist, mit anderen etwas, was sie als wertvoll und gut empfindet, zu teilen. Die gemeinsame Teilnahme an der Ausbildung war für sie ein Indiz für eine geteilte Wertewelt, ein geteiltes Interesse an einer sinnerfüllten Lebensführung. Während sie sich all dessen gewahr wird, wird ihr auch bewusst, dass eine Sehnsucht enttäuscht wurde, die weiter zurückreicht als bis zur aktuellen Situation. Als einzige Tochter in einer Unternehmerfamilie hatte sie oft mit ihren Wünschen und Herzensanliegen quer gelegen zu dem, was die geschäftlichen Belange erforderten. Allein zu sein mit dem, was ihr wertvoll und wichtig ist, war schon ein trauriges Kindheitserleben, das sich in dieser aktuellen Situation unerwartet wieder einstellt. Bereits ruhiger geworden, taucht für Frau M. die Frage auf: Aber irgendetwas muss ich ja beigetragen haben, dass ich jetzt in dieser Situation bin? Sie erinnert sich, wie es ganz zu Anfang dazu gekommen war, dass sie die Rolle der Koordinatorin übernommen hatte. Schon da war die Resonanz eher verhalten gewesen. Das hätte sie ernst nehmen und anfragen können, um das tatsächlich existierende gemeinschaftliche Interesse zu

erkunden, anstatt es einfach vorauszusetzen. In dem ihr dieser Teil des Geschehens zugänglich wird, entsteht auch eine Idee, wie sie beim nächsten Treffen vorgehen möchte. Sie beginnt, dem Treffen zunehmend wach und neugierig entgegenzusehen: „Zum ersten Mal seit Tagen spüre ich einen inneren Frieden.“

Wie das Beispiel zeigt, wird im Verstehensprozess kein Wissen erzeugt, schon gar kein verallgemeinerbares. Stattdessen werden im Gesprächsverlauf Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft auf eine Weise miteinander verbunden, die ein sinnstiftendes Kohärenzerleben möglich macht. Die Klientin bekommt sich zu fassen *und* weiß, was sie anpacken will und wird. Die Orientierung, die aus der Verstehensbewegung heraus entsteht, hat immer auch einen Anwendungsbezug, sie geht damit deutlich über kognitive Einsicht hinaus. Am Ende eines gelungenen Verstehensvollzugs steht das Gefühl, dem Geschehen gewachsen zu sein. „Begreifen, was uns ergreift“ (Gadamer, zit. nach Grondin 2000, S.193) ist die Kurzformel, auf die dieser Prozess gebracht werden kann.

Verstehen muss gesucht werden

Menschen denken nicht immer dasselbe unter denselben Worten. Hinzu kommt der unaufhebbare Spalt zwischen dem, was wir sagen wollen und dem, wofür wir Sprache finden. Sich selbst und andere missverstehen ist also der Normalfall. *Verstehen* muss deshalb immer gesucht und gewollt werden.

Vonseiten des Beraters erfordert diese Suche:

1. **Die Bereitschaft, sich auf eine Reise mit offenem Ausgang zu begeben:** Wer sich auf Verstehensprozesse einlässt, kann weder wissen, wo er hin möchte, noch wo er inhaltlich landet. Alle Arten von richtungsgebendem Druck („er/sie muss einsehen“; „wir brauchen bis zum Ende der Stunde eine Antwort“), Kontrollideen („ich muss verhindern, dass bzw. dafür sorgen, dass ...“) oder inhaltlichen Schablonen („Bei Menschen mit Depressionen ist es immer so, dass ...“) können dem in sich heilsamen Vollzug dieser gemeinsamen Suchbewegung entgegen stehen.
2. **Sowohl mit sich, als auch dem anderen in Kontakt zu sein.** Dies schließt eine gute Selbstbeobachtung ein (Wie erlebe ich mich im Kontakt mit dem Klienten? Welche Gefühle, Gedanken, Impulse stellen sich ein?).
3. Auf der Grundlage von 1) und 2) gilt es **immer wieder einen Standpunkt** zu beziehen und als Berater als Gegenüber präsent zu werden: „Was habe ich noch nicht verstanden? Was leuchtet mir noch nicht

ein? Wo stellen sich bei mir Unstimmigkeitsgefühle ein?“ Zu diesem Standpunkt gehört auch die Konfrontation mit unangenehmen oder scheinbar abwegigen Aspekten („Was mir gerade durch den Kopf geht, wenn ich dies höre ...“). Im Standpunkt wird nicht das theoretisch Denkbare formuliert, sondern das im Hier und Jetzt als Gegenüber Empfundene und Wahrgenommene. Der hier gemeinte Standpunkt geht damit über eine Hypothese hinaus, in ihn gehe ich als *Person* ein. Gerade dadurch, dass ich persönlich involviert bin, wird mir zugänglich, was mir auf dem Wege distanzierter Wissensvermittlung nicht zugänglich werden kann. „Die Zugehörigkeit des Interpreten zu seinem Gegenstande, die in der historischen Schule keine rechte Legitimation zu finden vermochte, erhält nun einen konkret aufweisbaren Sinn, und es ist die Aufgabe der Hermeneutik, die Aufweisung dieses Sinnes zu leisten.“ (Gadamer, zit. nach Grondin 2000, S. 128).

In der Formulierung des Standpunkts wird gleichzeitig immer die Einladung zum Dialog ausgesprochen („Ich kann mich irren. Mir ist aufgefallen ...“; „Das was ich hier wahrnehme – hat das aus Ihrer Sicht eher mit mir, mit Ihnen, oder mit uns beiden etwas zu tun?“ „Ich neige manchmal dazu, Dinge zuzuspitzen. Das muss nicht für jeden zuträglich sein ...“). Diese Positionierung schließt selbstverständlich immer auch das Recht des Gegenübers ein, den formulierten Standpunkt nicht zu teilen, zu relativieren oder zu ergänzen. Sie mag unzutreffend, daneben sein, oder zum falschen Zeitpunkt kommen – und bleibt dennoch das Eingangstor zu einer gemeinsamen Schärfung dessen, was noch verstanden werden muss.

Was verstehen nicht ist

Wann fühlen Sie sich verstanden? Die Erstantwort auf diese Frage ist oft bestimmt durch Erfahrungen der Validierung und Versicherung. „Jemand hat mich verstanden“ ist dann gleichbedeutend mit „ich habe mich gehört, gesehen, bejaht gefühlt.“ Das Verstehen, von dem hier die Rede ist, geht hingegen nicht in empathischer, versichernder Bestätigung („Ich kann Sie gut verstehen“) und wertschätzender Paraphrase auf („Habe ich richtig verstanden, für Sie ist wichtig ...“). Beide Facetten sind wertvoll – und können den eigentlichen Verstehensprozess durch eine Art Pseudo-Verständnis des Beraters dennoch blockieren. Dann wird ‚verstanden‘, was nicht verstehbar ist – Unsinn ein Sinn unterstellt, der nicht trägt.

Verstehen ist ebenfalls nicht zu verwechseln mit dem Bemühen um lückenlose kausale Vollständigkeit („Weil etwas so und so war, ist es verständlich, dass es jetzt so und so ist“). Ausgangspunkt der um Verstehen ringenden Begegnung ist vielmehr das, was im Hier und Jetzt spürbar ist.

Unverständnis, Missverständnis, ein von sich selbst oder einer Erzählung befremdet sein, wollen überwunden, überbrückt oder gestaltet werden. Ziel dieses Suchprozesses ist Nähe zu sich selbst und zum anderen, innere und äußere Befriedung. Es geht um das, was Sinn macht, an einer Stelle, wo es dieses Sinnerlebens ermangelt.

Das Wechselspiel von Methode und Verstehensbewegungen

Die hier beschriebene Suchbewegung ist nicht als Antithese zu theorie- und empiriegeleitetem Vorgehen zu verstehen. So wie jeder Maler sein Handwerk verstehen muss, bietet das Feld der Therapie- und Beratungsansätze eine Fülle von Techniken, die es zu beherrschen gilt, um wirksam zu intervenieren. Während letztere in Ausbildungszusammenhängen vermittelt werden, wird hermeneutischen Suchprozessen weniger Aufmerksamkeit zuteil. Beratung, die dem Einzelfall gerecht wird, setzt jedoch die Fähigkeit voraus, sich auch hierauf ausrichten, sich hierfür *entscheiden* zu können. In der Praxis ergibt sich dann ein fruchtbares Wechselspiel aus bewusst-methodischer Steuerung und im Wortsinne kreativen Suchbewegungen, in denen für Klient wie Berater Neuland entsteht.

Ein Klient (58 J.) steht im Coaching vor der Wahl, eine für ihn quälende Beamtenlaufbahn mit der Option ‚Dienstunfähigkeit‘ zu beenden oder sich selbstständig zu machen. Ersteres ist deutlich komfortabler, aber es bestehen Ängste: Welchen Erosionsprozess meiner selbst kaufe ich mir ein? Wiegt die finanzielle Sicherheit das ungute Gefühl auf, ein System auszunutzen? Und im Gegenzug: Übernehme ich mich mit der Selbstständigkeit? Es werden zwei Bilder gezeichnet. Das eine beschreibt eine anstrengende aber potenziell erfüllende Selbstständigkeit, die jedoch an seidenen körperlichen und finanziellen Fäden hängt. Das andere ein Leben im durch Sicherheit, Entschleunigung, aber auch Unterforderung charakterisierten Vorruhestand. Begleitet wird dieses Szenario durch die Fragen: Muss ich immer den schweren Weg [Selbstständigkeit] gehen? Darf ich es mir nicht auch mal leicht machen?

Im Gesprächsverlauf entspinnt sich der Eindruck einer Sackgasse. Die Entscheidung ist existenziell und bald zu treffen. Die scheinbare Gleichwertigkeit beider Zukunftsszenarien setzt mich [JZ] unter Druck, ich suche im Kopf nach Techniken der Entscheidungsberatung. Als ich dies merke, entschliefte ich mich, meine bisherigen Resonanzen und Nicht-Verständnisse zum Ausgangspunkt zu machen. Ich frage, ob der Eindruck stimme, dass zum jetzigen Zeitpunkt beide Optionen gleichwertig sind? Der Klient bejaht dies. Aufbauend hierauf vertrete ich den Standpunkt: Dann sei es auch gleichgültig, welche er wähle – was daraus wird, entscheiden die Folgeentscheidungen. Ich lade ihn ein, eine Münze zu werfen, die Selbstständigkeit liegt oben. Wir verfolgen diesen Pfad weiter, ich erkunde die mit der Selbstständigkeit verbundenen Ängste. Etliches scheint sehr plausibel (Krankenkasse und Rentenbeiträge müssen erst einmal erwirtschaftet werden, was pas-

siert im Krankheitsfall etc.). Der Grundtenor „Es könnte zumindest phasenweise sehr anstrengend werden“ ist oberflächlich betrachtet ebenfalls gut zu verstehen. Im achtsamen Bewusstsein dessen, dass das, was ich (noch) nicht verstehe eine wichtige Eingangstür bildet, merke ich, dass ich hier jedoch nur bedingt mitgehen kann. In mir entstehen die Fragen: Warum darf es nicht „anstrengend“ werden? Warum muss die Aussicht auf Anstrengung ängstigen? Der hierüber angestoßene Suchprozess führt uns weiter zu der Erfahrung des Klienten, in Erschöpfungssituationen nicht götig, nicht milde mit sich sein zu können. Es wird deutlich, die Selbstständigkeit wird immer wieder auch einen götigen Blick auf sich erfordern, um freudvoll gelebt zu werden. „Von allein“ kommt dem Klienten eine Begegnung aus der Jugendzeit in Erinnerung, in der dieser götige Blick für ihn erfahrbar war.

Das hier angedeutete Vorgehen kann im Nachhinein auch methodisch interpretiert werden. Da reiht sich die de Shazer'sche Würfeltechnik an die Hinterfragung von impliziten Grundannahmen, um schließlich mit einer Art Seitenmodell eine andere Art des Umgangs mit sich selbst zu entwickeln. Interessant ist, dass der konkrete *Vollzug* dieser Bewegungen nicht von methodischen Überlegungen *geleitet* wurde. Die Unsicherheit in der Wahl der Mittel bildete vielmehr den Ausgangspunkt für die Entscheidung, sich ganz auf das zu konzentrieren, was verstehbar bzw. noch nicht verstehbar war – und dies in Form eines Standpunkts in die Begegnung einzubringen. Getragen wird dieser Standpunkt von dem Bewusstsein, dass damit noch *nicht* alles verstanden ist. Der andere kann und muss mir in diesem Moment etwas beibringen. Im Verlauf dieser Bewegung stellen sich dann ‚wie von allein‘ auch methodische Ideen zum weiteren Vorgehen ein.

2 Wann ist verstehen unerlässlich?

In der oben beschriebenen Weise zu verstehen ist nicht immer gleichermaßen relevant. Viele Beratungsprozesse laufen gut, auch ohne dass in radikal offene Suchbewegung eingemündet wird. Unserer Erfahrung nach ist der Vollzug von Verstehensbewegungen vor allem dann unerlässlich, wenn gilt:

1. Die Motivation für das notwendige Veränderungsvorhaben fehlt oder ist unklar (z.B. das, was der Klient ‚eigentlich will‘ und das, was er tut, geht wiederkehrend auseinander; alle Arten von Ambivalenz im Hinblick auf bedeutsame Entscheidungsprozesse).
2. Die Situation, die in Beratung führt, ist als solche nicht lösbar und hat existenziellen Charakter.
3. Klient oder Situation, in der Beratung angefragt wird, ‚fallen durch alle Raster‘ – es wird spürbar, dass die verfügbaren Modelle nicht greifen.

In all diesen Konstellationen gilt: Es gibt etwas zu verstehen, bevor tragfähige Veränderung entstehen kann. Nicht nur in existenziell leidvollen Situationen ist das Tasten nach dem, was noch vorsprachlich ist, in sich schon eine heilsame Bewegung. Nichts ist anders und doch ist alles anders, wenn durch den gemeinsamen Prozess ein Narrativ entwickelt wurde, das Sinn stiftet und ‚stimmt‘. Das nachfolgende Gedicht von Erich Fried beschreibt diesen Prozess in wunderbarer Weise:

Aufhebung

Sein Unglück
ausatmen können

tief ausatmen so dass man wieder einatmen kann

Und vielleicht auch sein Unglück
sagen können in Worten
in wirklichen Worten
die zusammenhängen
und Sinn haben
und die man selbst noch
verstehen kann
und die vielleicht sogar
irgendwer sonst versteht
oder verstehen könnte

Und weinen können

das wäre schon fast wieder Glück

(Aufhebung, aus: Beunruhigungen © Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1984)

Wo ich mir selbst und anderen verstehbar werde, ist Hoffnung.

3 Welche Konsequenzen hat dies für die Ausbildung von Beratern und Therapeuten?

Ein grundlegendes Bedürfnis von Lernenden im Feld von Beratung und Therapie ist das nach Sicherheit in der Wahl der Mittel. Wann ist welche Intervention dran? Wann stelle ich welche Frage, wann sind bestimmte Techniken kontraindiziert, woher weiß ich, dass ich auf dem ‚richtigen‘